

Leseprobe aus:

Piotr Mordel, Adam Gusowski

Der Club der polnischen Versager



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Vorwort

Es ist heute schwer zu sagen, wie alles angefangen hat. Sicher ist nur: Es war Ende der Neunziger, und es war in Berlin. Wir trafen uns aus verschiedenen Gründen, sagen wir Langeweile, Ehrgeiz oder Dummheit, an verschiedenen Orten der Stadt. Wir wollten unserem tristen Alltag etwas Märchenhaftes hinzufügen. Eben ein bisschen Kultur. Aus Spaß nannten wir uns Versager. Manchmal fühlten wir uns jedoch wirklich so. Denn auf der Suche nach Freiheit und Wohlstand waren wir aus Polen geflohen, aber dann hatte sich die Grenze geöffnet, und plötzlich gab es auch in Polen Freiheit und Wohlstand. In Deutschland hatten wir schlechtbezahlte Jobs, und in Polen wunderte man sich, dass wir nicht im Mercedes vorfuhren und als reiche Onkel überall Geschenke verteilten. Wir spürten den Erfolgsdruck aus beiden Richtungen.

Also mieteten wir uns als Zufluchtsort ein Ladengeschäft in Berlin und nannten uns *Club der polnischen Versager e.V.* Wir wollten das deutsch-polnische Verhältnis entabsurdisieren. Darum geht es auch in diesem Buch: Um Wodka, Wahnsinn und um die Zukunft Europas. Um die deutsch-polnische Beziehung. Muss man sich erst noch kennenlernen, oder kann man sich schon nicht mehr sehen? Kann daraus irgendwann eine Liebe werden?

Oder nur eine kriselnde Ehe kurz vor der Scheidung? Was ist mit der Völkerverständigung? Es geht also um wichtige Fragen. Und um unsere Frisuren.

Manchmal erzählt Adam, dann wieder Piotr und manchmal wir beide gemeinsam.

ADAM Weil Piotr zu faul ist.

PIOTR Nein, weil Adam sonst zu viel erzählt!

Vielleicht. Entscheiden Sie selbst.

Übrigens, wenn wir immer wieder von *den Deutschen* oder *den Polen* sprechen: Wir meinen es nicht so. Wir finden, in jedem Deutschen schlummert ein polnischer Versager. Wieso fährt man sonst hundertfünfzig Kilometer über die Grenze, nur um die Wurzelbehandlung ein bisschen schmerzhafter und günstiger zu bekommen?

Und für die Polen gilt: Wir werden sowieso immer deutscher.

Piotr beantragt Asyl, und Adam findet seinen Schäferhund

PIOTR Im Jahr 1988 wollte meine Frau, nennen wir sie Wanda, unbedingt eine deutsche Katze haben. Man hatte ihr in Polen erzählt, deutsche Katzen seien so ordentlich, dass sie nicht nur das Katzenklo sauber machen, sondern auch gleich den Abwasch und das Fensterputzen übernehmen.

«Piotr, wir wandern nach Deutschland aus», sagte Wanda mehrmals am Tag, «und dann beantragen wir Asyl und kaufen uns so eine Katze!»

Ich wollte eigentlich keine Katze haben. Aber die Idee klang praktisch, deshalb war ich gleich davon begeistert. Hinzu kam, dass wir ein fünfjähriges Kind hatten, Geld brauchten und im Land ohnehin Aufbruchsstimmung herrschte. Alle wollten weg, weil es kaum Perspektiven gab. Man konnte den Kommunismus überall knirschen hören und wollte es lieber noch rechtzeitig rausschaffen, als unter den Trümmern begraben zu werden. Es fand ein massenhafter Exodus Richtung Westen statt.

Die polnische Regierung schien das nicht zu kümmern. Entweder war sie froh, mögliche Störenfriede loszuwerden, oder sie hatte einfach die Kontrolle verloren und längst größere Sorgen am Hals, wie zum Beispiel dem großen Bruder Russland beizubringen, dass niemand mehr Lust

hatte, bei ihm Urlaub zu machen. Die polnischen Träume handelten nicht mehr vom Osten, sondern fast nur noch vom Westen.

Die Deutschen hatten bereits spezielle Auffanglager für die vom Sozialismus kontaminierten Polen eingerichtet. Das war ihnen derart schnell und effizient gelungen, dass viele Polen die Lager mit einem mulmigen Gefühl betraten. Ihre Befürchtungen schienen sich fast zu bestätigen, als in den großen, fensterlosen Gemeinschaftswaschräumen kein Wasser aus den Duschköpfen kam. Später stellte sich heraus, dass das Wasser nur zwei Stunden am Tag angestellt war.

Von unserer Heimatstadt Lublin fuhren wir drei zunächst mit dem Zug nach Breslau, dann nahmen wir einen Bus bis zur letzten Station vor der Grenze. Die hellgraue Klapperkiste war rappellvoll. Irgendwann hielt sie in einem kleinen Dorf vor einem alten Restaurant. Der Besitzer stand mit einer Schürze vor der Tür und sah dabei zu, wie sich zwei Meter weiter der erste Bus des Tages entleerte. Er zuckte traurig mit den Schultern. Niemand war wegen seinem traditionellen polnischen Bigos ausgestiegen. Die dreißig oder vierzig Polen machten sich stattdessen auf den Weg zur Grenze. Es war ein Fußmarsch von zehn Kilometern und dann noch eine halbe Stunde mit dem Zug durch die DDR.

Ich hatte mich oft mit anderen über das Ausreisen unterhalten, das war in Polen fast das wichtigste Gesprächsthema. Die meisten wollten wegen der wirtschaftlichen Lage weg. Andere hatten einfach genug von der kommunistischen Propaganda. Ein Bekannter von mir hatte bloß seine Freundin geschwängert, ohne mit ihr verheiratet zu

sein. Im pruden Polen war das beiden so peinlich, dass für sie nur noch die Flucht außer Landes in Frage kam.

Es gab außerdem unterschiedliche Meinungen, welche Ausreisetaktik die beste war.

«Du musst über Australien fahren!», sagten einige.

«Du musst dich in Deutschland als politisch Verfolgter darstellen», meinten andere.

Klar war nur, dass man sich nicht erwischen lassen durfte. Also fanden diese Gespräche an Orten statt, wo die Staatspolizei nicht besonders oft hinging. Zum Beispiel im Theater. Vor ein paar Wochen hatte ich in einem Stück von Sławomir Mrożek gegessen, «Die Emigranten». Plötzlich war mir aufgefallen: Das ganze Publikum bestand aus Menschen, von denen ich wusste, dass sie emigrieren wollten. Es war bizarr. Wahrscheinlich hätte selbst die Staatspolizei nicht für möglich gehalten, dass es so einfach gewesen wäre, potenzielle Republikflüchtlinge zu finden. Sie hätte sich mit ein paar Männern am Ausgang postieren und alle Zuschauer verhaften können.

Unterwegs Richtung Grenze, dachte ich an die «Salami» in meiner Tasche. «Salami» war in Polen eine der beliebtesten Hartkäsesorten. Vielleicht sollte der Name den Polen darüber hinweghelfen, dass man echte Salami nicht im Geschäft, sondern nur noch in der Literatur finden konnte. Ich fragte mich, wie lange wir mit den Broten überleben würden. Wahrscheinlich nicht besonders lange, selbst wenn wir sie uns in viele kleine Bissen einteilten. Ich war voller Vorfreude wie ein Kind und machte mich gleichzeitig auf das Schlimmste gefasst.

Doch wir passierten die Grenze ohne Probleme. Wir mussten nur einmal kurz unsere Pässe vorzeigen und wurden dann durchgewinkt. Der polnische Grenzbeamte

machte ein Gesicht wie ein genervter Erwachsener, der die schreienden Kinder endlich los ist. Auf der anderen Seite war eine ordentliche Empfangsstelle eingerichtet, wo wir in einwandfreiem Polnisch begrüßt wurden.

«Dzień dobry! Proszę usiąść!» («Guten Morgen! Nehmen Sie Platz!»)

Allerdings nicht von einem Deutschen, sondern von einem schwarzen Amerikaner. Er gab sich sofort als CIA-Agent zu erkennen.

«Ich darf Sie beglückwünschen: Sie leben ab jetzt in der freien Welt!» Der Mann strahlte über das ganze Gesicht.

Theoretisch bestand seine Aufgabe darin, nachrichtendienstlich relevante Informationen aus den Polen herauszupressen. Er hatte sich aber daran gewöhnt, dass es mehr darum ging, sie in ihrem Mitteilungsbedürfnis zu bremsen. Der Wille, um jeden Preis im Westen zu bleiben, beflügelte die Phantasien der Verhörten, als hätte man sie unter erstklassige Drogen gesetzt. Ein hagerer junger Mann erzählte von «vier Panzersoldaten», die ihn mit einem «genial abgerichteten Hund» verfolgt hätten, der den Klassenfeind auf zehn Meter Entfernung riechen könne; eine junge Frau von einem «Atom-U-Boot in der Weichsel und gefährlichen Sprengköpfen entlang der Oder»; ein älterer Mann behauptete, polnische Chemiker seien mit der Entwicklung einer hochwirksamen Lösung beschäftigt, mit welcher sich das bösertige Coca-Cola-Gebräu in großen Mengen ungenießbar machen ließ. Andere berichteten, der Palast der Kultur in Warschau sei in Wirklichkeit eine Abschussrampe für eine überdimensionale Rakete, die drohend auf Washington oder Hollywood ausgerichtet sei.

«Weshalb sind Sie hier?», fragte der Amerikaner.

«Wegen dem Kopierer in meinem Keller», antwortete ich.

«Das müssen Sie erklären.»

Aus Angst vor der Vervielfältigung antikommunistischer Schriften war der Besitz eines Kopiergeräts in Polen verboten und konnte mit langen Gefängnisstrafen geahndet werden. Die Verbreitung von Informationen unterlag strengen Auflagen, sogar für eine einzige Schwarzweißkopie in einem offiziellen Kopiergeschäft war eine staatliche Genehmigung erforderlich. Genehmigte Dokumente erhielten den Stempel: *Zum Kopieren freigegeben*. Aber selbst mit einer solchen Genehmigung konnte es noch passieren, dass der Inhaber des Geschäfts die Herausgabe der Kopie aus purer Paranoia verweigerte. Hinter den dichten Schnurrbärten der Polen wohnte die nackte Angst.

«Mein Kopierer ist eine Propagandastütze der Solidarność-Bewegung», behauptete ich. «Wir sind politische Flüchtlinge. Wenn der polnische Geheimdienst den Kopierer findet, dann wird der nicht nur konfisziert. Dann belichten die damit auch meinen Kopf. Und zwar nachdem sie ihn abgesägt haben.»

Irgendwo hatte ich gehört, grausame Details könnten bei einem Asylantrag eine entscheidende Wirkung entfalten. Ich nahm Wanda bei der Hand, wir nickten beide. Dann bemühte ich mich, traumatisiert und verfolgt an die Decke zu blicken.

Der CIA-Agent lachte. Irgendwo an einer Stelle in seinem dicken Ordner machte er zwei kleine Kreuze.

Drei Monate verbrachte unsere 2+1-Familie im Auffanglager.

Die Insassen mussten sich erkennungsdienstlich be-

handeln lassen, das heißt: Fotos und Fingerabdrücke abliefern, außerdem Aids- und Tuberkulostests machen. Alles wurde auf einem «Laufzettel» erfasst. Die ganze Prozedur war zwar mühsam und demütigend, aber auch eine willkommene Beschäftigung. Ich kam mir vor wie in einem der spannenden Videospiele, von denen man mir erzählt hatte. Wenn ich alle Level schaffte, würde am Ende als Belohnung die deutsche Sozialhilfe warten.

Dann kam die erste gute Nachricht: Die Flucht konnte weitergehen. Zwar nicht so dramatisch wie auf einem überfüllten Boot nachts im Mittelmeer und auch nicht so anstrengend wie bei einem Fußmarsch durch eine Wüste beim Hindukusch. Nein, bequem mit dem Flugzeug. Ziel der Reise sollte ein Asylbewerberheim in Bad Sachsa sein. Das liegt im Harz. Ich hatte noch nie davon gehört.

«Dort werdet ihr erst mal stillgelegt», erklärte der CIA-Mann. «So lange, bis der Asylantrag bewilligt ist. Oder abgelehnt. Je nachdem. Manche warten schon Jahre auf die Anerkennung. Die werden da noch ihren achtzigsten Geburtstag feiern.»

Er lächelte. Ich auch. Das hatte ich in Polen so gelernt. Wenn man polnische Beamte freundlich und unterwürfig anlachte, dann taten sie einem nichts. So wollte ich es auch mit den Amerikanern und Deutschen machen.

Bad Sachsa war ein herrliches Städtchen mit vielfältigen Freizeitangeboten. Ich konnte im Kurpark spazieren oder das Freibad besuchen. Viel mehr aber auch nicht. Ach ja, ich konnte natürlich auch noch im Supermarkt die große Auswahl bestaunen. Das tat ich am liebsten. Am erstaunlichsten fand ich den Marajucasaft aus dem Tetrapak. Maracujasaft! In Polen hätte ich es nicht für möglich gehalten, dass so eine Frucht überhaupt existierte. Und die

Deutschen kamen mir genauso neu und glatt vor wie die glänzende Oberfläche der Tetrapaks. Alle trugen sie nagelneue Klamotten und fuhren in blankpolierten Autos auf ebenso blankgeputzten Straßen herum.

Ich traute mich nicht, den Koffer auszupacken. Es konnte ja sein, dass man uns von einem Moment auf den anderen nach Polen zurückschickte. Jeden Tag ging ich in den Kurpark, saß manchmal stundenlang auf derselben Bank und fühlte mich trotzdem gespannt wie eine kleine Patrone im Lauf einer Pistole. Eine Bewegung mit einem Finger genügte, und man würde mich irgendwohin katalpultieren.

Die ersten sozialen Kontakte in Bad Sachsa waren schnell geknüpft. Natürlich nicht zu den Deutschen. Die bestaunten mich entweder aus einem Sicherheitsabstand von mindestens fünf Metern wie ein exotisches Tier oder schüttelten missmutig mit dem Kopf, wenn sie mich von weitem aus dem Heim kommen sahen. Mit meinen hellblauen polnischen Jeans und der wuscheligen Frisur sah ich wahrscheinlich wirklich ein bisschen komisch aus. Wie ein Zeitreisender aus den Sechzigern. Und meine rote Krakauer Mütze mit der Pfauenfeder machte es auch nicht besser.

Dafür lernten wir alle Asylbewerber im Ort kennen. Es gab eine 2+1-Familie aus der Tschechoslowakei und zwei größere Familien aus der Türkei und dem Libanon. Einen einsamen Iraner, der schon seit über fünf Jahren auf ein Asylverfahren wartete und deshalb angefangen hatte, Psychopharmaka zu schlucken. Eine ältere, entfernt italienisch oder griechisch aussehende Frau, die auf keinen Fall sagen wollte, woher sie kam, und überhaupt mit niemandem sprach. Einen Marokkaner mit langen Haaren, der

behauptete, er könne seine Asylbescheinigung problemlos in ein paar Minuten fälschen, aber dazu sei er zu stolz. Schließlich eine Polin mit Tochter und einem Pfand-Ehemann in Danzig. Er sollte eine Rückkehrgarantie sein – die Staatspolizei konnte sich nicht vorstellen, dass die Frau ihren «lieben polnischen Ehemann» einfach so verlassen würde. In Bad Sachsa nannte sie ihn allerdings nur «den Lahmarsch». Zurück nach Polen wollte sie auf keinen Fall.

Die Asylbewerber boten sich gegenseitig Zerstreung und waren gleichzeitig eine politische Interessengruppe. Das Hauptinteresse bestand darin, möglichst viele Gerüchte über laufende Asylverfahren anderer Asylbewerber zu sammeln und zu verbreiten. Das häufigste Gerücht war: «Dauert noch lange.» Oder: «Dauert noch richtig lange.» Außerdem wurden Theorien aufgestellt, welche Nation von den Deutschen bevorzugt behandelt werde. Viele waren der Meinung, es seien die Polen, da sie den Deutschen immer noch am ähnlichsten sahen.

«Ihr seht doch genauso aus wie die Deutschen, nur dass eure Männer schlanker sind und eure Frauen so runde Gesichter haben», sagte der Iraner.

«Ihr riecht genauso nach Sauerkraut wie die Deutschen», sagte ein Türke.

«Irgendwie glaube ich immer noch, dass du ein deutscher Spitzel von der Ausländerbehörde bist», sagte der Marokkaner.

Andere behaupteten, es würden vor allem die Afrikaner bevorzugt, weil die Deutschen an ihnen zeigen wollten, wie menschenfreundlich sie waren.

Für alle Asylbewerber galt eine detaillierte Liste mit Verboten. Sie durften sich nur im Umkreis von genau dreißig Kilometern bewegen und bekamen dies sogar

auf einer Landkarte aufgezeichnet. Die ihnen zugewiesenen Gutscheine für Bettwäsche und Gardinen durften sie nicht weiterverkaufen. Und: Einem Asylbewerber war es verboten, sich ein Haustier zu halten. Weder Hund, Katze, Meerschweinchen noch Hamster waren erlaubt.

Dass Asylbewerber keine Kampfhunde haben durften, das hätte ich ja noch verstehen können, aber keine Meerschweinchen? Hatte man Angst vor dem Schmutz? Oder wusste man nicht, in welches Land man ein Meerschweinchen wieder ausweisen sollte? Ich bekam plötzlich Lust auf ein verbotenes Haustier. Obwohl ich mich nie besonders für Katzen interessiert hatte, konnte ich plötzlich tagelang an nichts anderes mehr denken als an die deutsche Katze. Wie sie an meinen Beinen entlangstreichen würde. Wie ich ihr Futter hinstellte. Wie sie mit ihren Schnurrhaaren den Staub aus den Zimmerecken fegte und aufräumte ...

Das Warten und das Aufkochen der vielen Gerüche machten meine Gedanken matschig. Es war kein Ende in Sicht. Zeitweise kam es mir sogar vor, als leide ich unter Halluzinationen. Ich sah den Fotokopierer in meinem Zimmer und wie meine Ausreisepapiere aus dem Fenster wehten. Ich spürte, wie eine Kopie meiner selbst mich an den Beinen festhielt, um mich an der Ausreise zu hindern.

«Du musst versuchen, die Wahnvorstellungen zu genießen», riet mir der Iraner, «dann glaubst du, du bist bereitwillig oder wenigstens wieder zu Hause. Halluzinationen sind das Beste, was du hier kriegen kannst.»

Ab und zu wurde einer der Asylsuchenden nach Osterode, die nächstgrößere Stadt, beordert. Dann spekulierten die anderen ausgiebig. War sein Asylantrag etwa durchgekommen? Mit Hilfe von welcher Gaunerei hatte er das geschafft? Und was taten wir dann? Bedeutete das auch

mehr Hoffnung für den Rest von uns? Oder weniger? Uns alle peinigte eine Mischung aus Neid und Freude für den anderen.

Die Polin mit dem Pfand-Ehemann wurde als Erste eingeladen.

«Was hat sie, was ich nicht habe?», rief der Iraner und warf sich eine Tablette in den Mund.

Fünf Monate später war die libanesische Familie bewilligt, doch der Iraner wartete immer noch. Nachts konnte er nicht schlafen und schlich, die Worte «Asyl» und «Dachschaden» murmelnd, auf den Fluren umher. Dann, einen weiteren Monat später, kam für ihn die Hiobsbotschaft: Wanda, unser Sohn und ich waren als Nächstes dran. Wir hatten die bürokratische Hürde übersprungen: Von Asylbewerbern wurden wir zu Asylberechtigten.

«Was habt ihr, was ich nicht habe?», fragte der Iraner, warf die Hände in die Luft, gratulierte dann aber herzlich. «Jetzt könnt ihr aus diesem Loch verschwinden und euch eure Katze kaufen», rief er.

Wir entschieden uns für ein Meerschweinchen und für Berlin.

Warum Berlin? Dort wohnten schließlich schon über hunderttausend Polen. Wir waren also nicht die einzigen. Bestimmt war irgendwo ein Bekannter dabei. Seit wir Polen verlassen hatten, fühlten wir uns außerdem irgendwie halb oder auf eine seltsame Weise innerlich geteilt. Da kam Berlin ja gerade recht.

«Berlin, Berlin», sangen Wanda und ich im Kanon, «wir fahren nach Berlin.»

